

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 3 Mark, monatlich 1 Mark, wöchentlich 25 Pf. Einzelne Nummern 5 Pf. Postabonnement pro Quartal 3 Mark. (Eingetragen im VIII. Nachtrage der Postzeitungspreisliste unter Nr. 719a.)

Insertionsgebühr beträgt für die 3 gespaltenen Zeilen oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion und Expedition Berlin SW., Zimmerstraße 44.

Fleiß und Sparsamkeit?

„Nur durch Fleiß und Sparsamkeit kann der Arbeiter sich eine bessere Lebensstellung erringen!“

Diese Lebensweisheit ist in den verschiedensten Variationen der staunenden Menschheit verläutet worden, besonders durch St. Manchesters und seinen Anhang.

Natürlich! Wenn Jemandem die Trauben nicht über dem Kopfe hängen und er ist zu faul, um sie zu pflücken, dann ist er allerdings verurtheilt, Durst und Hunger zu leiden. Oder auf herrenlosem Boden sieht Jemand Gelschne liegend und ist er zu faul, sich zu bücken, so wird er sicherlich, und zwar selbstverschuldet, ein armer Schlucker bleiben.

Damit aber ist auch die ganze Weisheit obiger Sentenz vollständig illustriert.

Denn mit der Sparsamkeit bei den Arbeitern ist es nichts. Niemand kann sparen, der nichts übrig hat, der Alles, was er erwirbt, notwendig zu seinem und seiner Familie Unterhalt gebraucht. Wer solchen Leuten aber zum Sparen rät, der begeht eine Sünde an dem Armen und dessen Familie und gleichfalls eine Sünde an der Gesellschaft. Durch Sparen an den nothwendigsten Gebrauchsmitteln wird der Mensch und die Familie krank, erkrankt aber die Glieder, so erkrankt naturnothwendig auch der ganze Gesellschaftskörper.

Wir meinen nun natürlich nicht, daß der Arbeiter seinen Lohn, auch wenn er noch so gering ist, sofort verausgaben soll. Wenn man ein verständigeres Vertheilen des Lohnes auf Wochen resp. Monate hin aus Sparen nennen will, so sind wir gewiß auch für das Sparen. Aber wenn man, wie das allgemein und auch in obiger Sentenz geschieht, den Arbeiter zum Sparen anregt, damit er die Spargroschen verbend anlegt, um eine bessere Lebensstellung zu erringen, so ist das ein Unrecht und ein Schwindel zugleich.

Ein Unrecht, weil der Arbeiter durch solches Zurücklegen seinem Körper und seiner Familie die nothwendigen Erhaltungsmittel entzieht und so an seiner und seiner Familie Gesundheit frevelt; ein Schwindel, weil der Arbeiter die wenigen Spargroschen, die er sich unter großen Entbehrungen abarbeiten würde, bei der heutigen Produktionsweise doch nicht erwerben anlegen könnte. Erreichte er dennoch ein kleines Geschäft selbstständig, so zeigt es uns die Erfahrung, daß von 1000 solcher „Gründer“ 999 rethungslos zu Grunde gehen und dann um eine bittere Lehre reicher und arbeitsunlustiger wieder zur früheren Arbeit zurückgreifen müssen.

Wenn aber die an der Spitze dieses Artikels abgedruckte Sentenz seine Richtigkeit hätte, so würde der kürzlich ver-

storbene Herr Johann Heinrich Burkhardt zu Meerane sicherlich ein Aidsfus gewesen sein. Burkhardt ist gebürtig aus Schmöln und erlernte die Weberei; er war ein tüchtiger Arbeiter und trat in der Industriestadt Meerane in Stelle. Er war sehr fleißig und auch recht sparsam. Fünf und vierzig Jahre lang hat er an einer Stelle gewissenhaft und treu gearbeitet. Als Anerkennung wurde ihm vom Könige von Sachsen die große silberne Medaille für Berufstreue verliehen. Auch erreichte Burkhardt das respectable Alter von 66 Jahren.

Nun müßte man doch meinen, daß, wenn in der obigen Sentenz St. Manchesters nur eine Idee von Wahrheit läge, dann dieser Mann wenigstens in Wohlhabenheit gestorben wäre.

Mit Nichtem!

Arm ist er geblieben, so arm, wie er war, als er sich zum ersten Mal an den Webstuhl hinsetzte! Und fleißig war der Armste und sparsam! Aber sein Lohn war nicht höher, als zur Befriedigung der Nothdurft des Lebens erforderlich war. Einmal war er allerdings etwas höher, das andere mal aber noch etwas geringer — so gleichen der Lohn und die Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse, auf einen gewissen Zeitraum vertheilt, sich immer wieder aus. Er konnte nun noch so fleißig sein, wie er wollte, der Lohn stieg nicht. Andere Weber lauerten schon auf seine verhältnißmäßig sichere Stelle — das Angebot wurde immer größer, so daß unser Burkhardt nur mit Mühe seine Stelle behaupten konnte.

Der Lohn regelt sich eben nach Angebot von Händen und Nachfrage nach Händen — das mag grausam sein, aber es ist so. Ist das Angebot ein starkes, so sinkt der Lohn, ist die Nachfrage größer, so steigt er. In diesem ewigen Wechsel tritt nur ein fester Punkt hervor, nämlich, daß der Lohn auf die Dauer nicht wesentlich in einem Maße unter das Niveau der Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse herabsinken kann. Würden die Löhne dauernd niedriger sein, so würde das Volk dem Pauperismus verfallen und nach und nach nicht genügende Arbeitskräfte liefern, das Angebot würde schwächer werden und die Löhne würden wieder steigen. Und umgekehrt. Würden die Löhne dauernd höher sein, so würde durch erhöhte Regulation, durch Zug u. s. w. das Angebot von Händen steigen und dadurch der Lohn wieder fallen.

Das ist auch eine volkswirthschaftliche Sentenz, die aber den Vortag vor der oben abgedruckten hat, daß sie auf richtigen Voraussetzungen beruht.

Das in dieser Sentenz liegende Gesch ist in seiner Macht nur zu brechen durch das Eingreifen des Staates, durch gesetzliche Regelung der Produktion s-

waise, nimmermehr aber durch die manchesterliche, hoffentlich bald vollständig abgethane Phrase von den segensreichen Wirkungen des

Fleißes und der Sparsamkeit.

Politische Uebersicht.

Ueber den nunmehr seelig entschlafenen „Volksfreund“ wird der „Frankf. Zeitung“ aus Berlin Folgendes geschrieben: Vor etwa einem halben Jahre erfuhr man plötzlich, daß hier eine „Neue Zeitung“ erscheint, die von der nationalliberalen Parteileitung als offizielles Organ anerkannt wird. Sie verzeichnet den dritten Jahrgang, aber selbst Journalisten von Beruf haben bisher keine Ahnung von ihr gehabt. Dieses nationalliberale Organ ist aber bis auf den Kopf nur der Abdruck eines andern hier erscheinenden Blattes, das sich „Berliner Morgenzeitung“ nennt. Diese letztere hat auch eine interessante Geschichte, denn sie war nur der Abdruck eines vor wenigen Wochen erst eingegangenen Organs, an dessen Stelle sie getreten ist, des „Volksfreundes“. Dieser Volksfreund war ein auf den Sozialdemokratenfang berechnetes politisoffizielles Arbeiterorgan, das vor etwa einem Jahre begründet wurde, und hinter dem ein bekannter offizielles Journalist stand, der wahrscheinlich auch heute noch hinter der „Neuen Zeitung“ und der „Morgenzeitung“ steht. Es handelt sich hier um einen staatssozialistisch-nationalliberal-offiziösen Rattenkönig, der schwer zu entwirren ist. Man geht aber sicher nicht fehl mit der Annahme, daß, wenn es hier zu einer Organisation der „Arbeitslosen Elemente“ kommt, dem Werke die offiziöse Salbung nicht fehlen wird. — Also erst „Volksfreund“, dann „Berliner Morgenzeitung“ und jetzt „Neue Zeitung“, — das ist unbestritten eine höchst interessante Wandlung des vom Volke unbeachtet gelassenen Volksfreundes! — Fast könnte man an die Unsterblichkeit der Seele dieses Organs glauben!

Das Bundesrathspräsidium hielt gestern Nachmittags eine Plenarsitzung ab, in welcher u. a. der Beschluß des Reichstages über den bekannten Antrag Windthorst auf Aufhebung des Expropriationsgesetzes, sowie über den Antrag Adernann, § 100e der Gewerbeordnung, zur Verhandlung kam. Der Bundesrath ist in seiner Majorität (in der Minorität befand sich diesmal Bayern) dem Beschlusse des Reichstages über den Antrag Windthorst nicht beigetreten, dem Beschlusse über den Antrag Adernann stimmte die Majorität zu. Die Postdampfersubventionsvorlage wurde unverändert angenommen, ebenso die Anträge der Ausschüsse zu mehreren Spezialetat. Dem Vernehmen nach sollen beim Militärstatet sowie beim Post- und Reichseisenbahnetat in den Ausschüssen Abstriche von zusammen etwa einviertel Million Mark gemacht sein. — Jetzt werden also die Künstler ein recht unschuldiges Vergnügen haben, nur der sähige Junfmeister darf in Zukunft Lehrlinge halten. Und die Fabrikanten? — Nun, sie werden Arbeitsburden einstellen. Wem ist nun geholfen? —

Von der Kongo-Konferenz. Wie der Berliner „Times“-Korrespondent meldet, verlas der englische Bevollmächtigte,

das gnädige Fräulein die Gnade, bei dem Kinderfeste in der Schule heute Abend anwesend zu sein.

„Ganz gewiß, lieber Ehrlich! Ich mit meinem ganzen Hause, wir werden anwesend sein.“

„Ich danke Ihnen, gnädiger Herr!“

Ehrlich verabschiedete sich.

Dem alten Herrn war eine Last vom Herzen genommen. Ehrlich hatte ihm gesagt, daß Lucie keiner Falschheit fähig sei . . . und er ließ sich ja so gern davon überzeugen. Der Friede, von welchem der alte Schulmeister gesprochen hatte, war in sein Herz eingekehrt!

Behtes Kapitel.

Die Wirtschaftsbücher lagen noch immer vor Herrn Rodenburg, aber die ominösen Fiffen beunruhigten ihn nicht mehr. Durch Ehrlich's zuversichtliches Vertrauen in seine Rechte war auch ihm das Vertrauen zurückgekehrt. — Es konnte hier höchstens ein Arrithum, eine Vergeßlichkeit obwalten, aber kein Betrug, keine Täuschung. — Aber warum kam Lucie nicht? Es war die gewöhnliche Zeit, wo sie ihren Morgenbesuch machte, um ihm aus der Zeitung vorzulesen. Eine förmliche Unruhe ergriff ihn. Da öffnete sich die Thür und das lachende Antlitz Emmys ward sichtbar.

„Dass man eintreten, Onkelchen?“ rief sie scherzend.

„Gewiß, mein Kind,“ antwortete er. „Dein Besuch ist mir sogar lieb, da ich Lucie vergebens erwarre.“

„Nun, Onkelchen, das dürfen Sie dem guten Kinde nicht übel nehmen,“ versetzte Emmy mit vortrefflich geheueller Gutmüthigkeit; „denn meinen Sie, es sei etwas Interessantes, die langweiligen Zeitungsartikel und politischen Berichte zu lesen? Unsere gute Lucie ist ein viel zu poetisches Gemüth, um an der Politik und Diplomatie Interesse zu finden. Ihre profaische Emmy eignet sich schon eher dazu.“

„Ja, Du bist ein gutes Kind, Emmy; ich lenne Deinen Eifer, mir gefällig zu sein. Mit Vergnügen werde ich Deine Güte in Anspruch nehmen, hätte aber heute gerade aus einem anderen Grunde gern meine Rechte gesprochen.“

„Ich fürchte, da müssen Sie heute ein wenig Geduld haben, Onkelchen; Lucie ist beschäftigt, so viel ich weiß.“

„Beschäftigt? Mit was?“

„Mit Weihnachtarbeiten! Aber fragen Sie nicht weiter, es ist ein Geheimniß.“

„Ah, so!“ sagte Rodenburg. „Da muß ich sie wohl entschuldigen. Sie will mir einen neuen Beweis ihrer Liebe geben, die Gute.“

Feuilleton.

Gesucht und gefunden.

Roman von Dr. Dux.
(Fortsetzung.)

„Sie hat mich beauftragt, in der Schulstube einen Weihnachtsbaum anzuzünden, und hat mir Mittel dazu zur Verfügung gestellt.“

„Das ist poetisch und zeugt von dem guten Gemüth meiner Nichte.“

„Das habe ich auch gedacht. — Sie hat mich ferner beauftragt, eine Anzahl kleiner, freilich unbedeutender Geschenke zu kaufen und alle Kinder des Dorfes einzuladen.“

„Alle Kinder?“

„Sie meinte, wenn nur die Armen allein eingeladen würden, so würden diese darin etwas Demüthigendes, Kränkendes finden können.“

„Ja! Da hat meine Nichte nicht Unrecht.“

„Der Herr Pastor Wilhelm billigte ihre Anordnung ebenfalls. Es wird am Weihnachtabend eine kleine Feyer stattfinden, und dann wird man die Geschenke an sämtliche Kinder vertheilen.“

„Eigentlich hätte ich's lieber gesehen, daß die Aermereu mehr davon hätten; aber es sei ferne von mir, den Anordnungen meiner Nichte in diesem Punkte widersprechen zu wollen.“

„Meine Bitte geht nun dahin, gnädiger Herr, daß Sie bei der Feyer anwesend sind.“

„O, ich will nicht, daß man von Dem, was ich gegeben habe, Aufhebens macht.“

„Ihr Name ist in der That nicht genannt; doch das ganze Dorf kennt ja den Wohlthäter, und wenn auch Fräulein Lucie's Hand die Gaben austreut, so weiß man doch, daß diese Gaben von Ihnen kommen.“

„Ich will keinen Dank!“

„Und doch, gnädiger Herr, wäre es von Ihnen edel und gut, wenn Sie einerseits durch Ihre Anwesenheit Ihr Fräulein Nichte für die hingebende Liebe belohnen, die sie bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegt hat, andererseits der Dankbarkeit und Liebe der Einwohner unseres Dorfes Gelegenheit gäben, sich einmal zu äußern. Sie haben sich so von allem zurückgezogen, daß man es im Dorf fast für unmöglich hält, Ihnen zu nahen. Geben Sie den gütigen Leuten

einmal Gelegenheit, Ihnen zu sagen, daß sie Sie lieben und verehren, und dann . . . gnädiger Herr, habe ich auch noch die Meinung, daß ein solcher Abend erhebend und erbauend auch auf Ihr Gemüth wirken, daß auch die Verköhnung in Ihr Herz einkehren, und daß der Frieden, welchen heute der Heiland aller Welt bringt, auch Ihnen werde!“

Er sprach mit solcher Herzlichkeit und Innigkeit, daß Rodenburg fast gerührt wurde.

„Gut, Ehrlich,“ sagte er, „ich werde kommen, obwohl ich eigentlich heute mehr verstimmt bin, als sonst.“

„Dass man den Grund wissen, gnädiger Herr?“

„Es ist eine innere Angelegenheit meines Hauses. Es betrifft meine Nichte Lucie. Ein unangenehmer Arrithum, eine Vergeßlichkeit, eine Unordnung . . . Ich weiß ja noch nicht, was es ist; aber die Sache ärgert mich.“

„Was es auch sei,“ antwortete Ehrlich ernst und eindringlich, „so habe ich die feste Ueberzeugung, daß Fräulein Lucie keine Schuld trifft. Fräulein Lucie thut mit Absicht kein Unrecht.“

„Sehr wahr, sehr wahr!“ versetzte Rodenburg eifrig. „Sie haben Recht, sie hat ein gutes Herz, täuscht auch Niemanden und heuchelt keine Gefühle, welchen ihr Herz fremd ist.“

„Nein, gewiß nicht, gnädiger Herr!“ Sie trägt den Namen Rodenburg, und Alles, was den Namen Rodenburg führt, ist einer Unerschrockenheit unfähig.“

„Werden Sie etwa in Ihren alten Tagen noch zum Schmeichler, Ehrlich?“

„Ich spreche meine Ueberzeugung aus, gnädiger Herr! — Ist nicht auch Ihre hochgeehrte Koustine . . .“

„Ah, Cordelia!“

„Ich meine Fräulein Cordelia, gnädiger Herr; ist sie nicht ein Vorbild an Tugend und Gemüth, an Geist und Kenntnissen?“

„Et, was höre ich!“ antwortete Rodenburg, und ein leichtes Lächeln flog über seine melancholischen Züge. „Sie sprechen ja mit förmlicher Begeisterung von meiner Koustine. Ich werde nicht ermangeln, ihr zu sagen, welchen Verehrer sie an Ihnen gefunden hat. — Dazu bietet sich schon heute eine Gelegenheit. Ich empfang diesen Morgen einen Brief, worin mir Cordelia mittheilt, daß sie mit ihrer Anwesenheit unfer Weihnachtstest zu verabschieden gedenke.“

„Ich bitte, gnädiger Herr,“ versetzte Ehrlich, in der That hoch erfreut, „daß Sie in dem Falle das gnädige Fräulein meines höchsten Respekts versichern. . . Vielleicht hätte auch

Wahlwahl Wahlzettel vertheilt haben sollen. Die Kündigung... in so weit in der denkbaren schroffen Form geschehen, als... Arbeiter schon am 15. d. M. die Wohnung zu räumen...

17. November. Nach dem amtlichen Ergebnis sind... bei der Stichwahl im Kräftentum Neuz. Linie 12 743... Stimmen abgegeben worden; davon erhielt Hugo Höddiger...

17. November. Im 22. sächsischen Wahlkreise... nach dem amtlichen Ergebnis Kayser (Soz.) mit 9041... Stimmen gewählt worden; Methammer (natlib.) erhielt 7641...

Braunschweig. (Endresultat) Blos, Schriftsteller in... (Soz. Dem.), mit 10 994 Stimmen gegen 9994... für Kulemann, Amtsrichter in Braunschweig (natlib.),...

Table with 3 columns: Party Name, 1884, Im vorigen Reichstag, mithin jetzt. Rows include Zentrum, Polen, Konservativ, Reichspartei, Nationalliberale, Sozialistische Demokraten, Sozialisten, Linen, etc.

lokales.

An die Deputation für das Straßenreinigungswesen. Hier, ist vor ganz kurzer Zeit eine Jurisprudenz hier sich aufhaltenden Studiosus der Chemie, Zuhörer des Geh. Raths...

In Folge der eingetretenen Winterwitterung sind... die Reamen der städtischen Straßenreinigung streng angehalten...

Für Vogelknecht, Hoteliers und... Feinschmecker... befindet sich in der Berliner „Hotel-Zeitung“ vom 10. d. Mts. die Anzeige einer Großhandlung inländischer Singvögel...

Bei Verkauf wird gewarnt. In der Tischlerei von... Thomas, Prinzenstr. Nr. 33, sind am Sonntag, den 16. d. M., folgende Gegenstände gestohlen worden: 2 aufseiserne Hobel...

Eine resolute Dame. Die Frau eines Fabrikbesizers... zu Frankfurt a. M. war mit ihrer Tochter nach Berlin gekommen...

Unzweifelhaft identisch mit jenem Schwadler. Berliner Gewerbetreibenden, darunter viele Handwerker, wie... Zappeierer, Tischler etc. veranlaßt hat, am letzten Sonntag nach...

geschickt hatte, der angeblich in seiner Wohnung umfangreiche... Renovierungen vornehmen wollte. Der Schwindler hat ein...

Das Opfer der entsehligen Bluthat in der... Invalidenstr. die Leiche der am Freitag Abend ermordeten... Marie Sahstedt, wurde heute Nachmittag 2 einhalb Uhr auf...

In dem U. f. chen Waaren-Abzahlungsgeschäft in... der Dranienstr. war der Buchhalter Seidel bis zum September... zwei Jahre lang beschäftigt gewesen. Das ihm von seinem...

Eine feine Familie. Die vielfach bestrafte Taschendiebin, Frau Schmitz, hatte gestern Nachmittag auf der Fahrt... in einem Pferdebesitzer-Wagen der Linie Kreuzberg-Dönhofsplatz...

N. Rathmaßliche Brandstiftung. In dem Fremdenlogis von Fürst, Alte Jakobstr. 31, war gestern Abend in... der zehnten Stunde ein Feuer ausgebrochen, das nach einem...

Gerichts-Zeitung.

Die „Arbeiter“ Heinrich Lehmann und Wilh. Heilmann, welche gestern vor der 91. Abtheil. des Schöffengerichts... standen, haben sich eines recht plump ausgeführten Betruges...

Ein Unglücksfall, welcher am Nachmittage des... 13. September d. J. vor dem Hause Wilhelmstraße 127 stattfand, lag der Anklage wegen fahrlässiger Körperverletzung...

über feststellte, daß die einzelnen Böde des Schuggerüsts in... größerer Entfernung aufgestellt waren, als die Bau-Polizei-...

Das so oft gerügte unfähige schnelle Fahren der... Schlächterwagen hat am 13. Okt. v. J. den Tod eines... Menschen herbeigeführt. Der Ueberlebende dieses Unglücksfalles, der...

Arbeiterbewegung, Vereine und Versammlungen.

Rückblick auf die Reichstagswahlen lautete das... Thema, über welches der Reichstags-Abgeordnete Herr Paul... S. in der vorgestern Abend im Bezirks-Verein der arbeitenden...

Bur Frage der Schankstätten.

Gegenwärtig, wo sich alle Welt noch mit dem Ausfall der Reichstagswahlen beschäftigt, ist es allerdings kaum gerathen, eine hauptsächlich nüchterne Frage zu behandeln; doch dürfte dieselbe immerhin einiges Interesse auch in Bezug auf den Reichstag in Anspruch nehmen.

Der fortwährend aufwachsende und von agrarischen Kreisen unterstützte Vorschlag, von einer allgemeinen Reichsteuer auf die Produktion des Spiritus abzusehen, dagegen aber durch die Einzelstaaten eine Lizenzsteuer von den Besitzern der Schankstätten zu fordern, wird neuerdings wieder lebhaft ventilirt.

Wir haben schon einmal unsere Gründe gegen eine solche Steuer angegeben. Der vorzüglichste Grund ist der, daß durch die Lizenzsteuer nicht der Schnaps, sondern gleichmäßig alle anderen Getränke und auch die Speisen getroffen werden; daß ferner diese Steuer zweifellos vom Schankstättenbesitzer auf den Konsumenten, sei es durch höhere Preisforderung oder, was viel seltener ist, durch Verringerung der Waarenqualität abgewälzt wird.

Dadurch aber würde auf alle Fälle der Arbeiter und der arme Mann leiden. Die Schnapssteuer soll — abgesehen vom Finanzertrage — die Volksgesundheit schützen; in der Form der Schanksteuer würde sie die Volksgesundheit schädigen.

Da durch unser indirektes Steuersystem im Reiche der arme Mann schon so wie so übermäßig befallen wird, so muß jede neue Belastung der Volksmenge geradezu als ein Unglück angesehen werden; von einer rationalen Besteuerung kann daher gar keine Rede sein.

Wenn man den Schnapskonsum durch eine Steuer treffen will, so muß dies bei der Produktion geschehen.

Man sagt vielfach, daß es weniger auf die Steuer selbst, als auf die durch dieselbe erzielte Verminderung der Trunksucht ankomme. Die Schankstätten seien eben Bruthöhlen dieses Lasters.

Auch über diesen Punkt haben wir uns schon ausgelassen. Aus einer Statistik der schweizerischen Regierung hat sich ergeben, daß in denjenigen Kantonen, wo die meisten Schankstätten sind, der wenigste Branntwein konsumirt wird und die Trunksucht geringer ist.

Das ist wohl ein beachtenswerthes Faktum! Doch haben wir einen noch näher liegenden Beweis für denselben Gedanken in Händen. Wir brauchen uns nur in der preussischen Provinz Schleswig-Holstein umzusehen.

Man kann sicherlich nicht sagen, daß dort im Verhältnis zu dem übrigen Deutschland der Trunksucht besonders gefördert werde, und doch kommt in Schleswig-Holstein schon auf 111 Einwohner (Frauen und Kinder mitgerechnet) eine Schankstätte, während z. B. selbst in Berlin nur auf 119 Einwohner eine Schankstätte fällt und es einzelne Gegenden in Deutschland giebt, wo im Uebrigen recht viel Schnaps konsumirt wird, in denen aber nur auf 320 Personen eine Schenke kommt.

Der schlagendste Beweis aber, daß die größere Zahl der Schenken auf die Trunksucht gar keinen Einfluß ausübt, geht aus einer Zusammenstellung hervor, welche die Zahl der Einwohner in den einzelnen Orten Schleswig-Holsteins an giebt, wo auf eine Schankstätte kommt. Auf je eine Schankstätte kommen in:

Ottensen	157	Meldorf	64
Altona	133	Wesselburen	61
Wandsb. bei	125	Reinfeld	60
Kiel	111	Oldesloe	57
Röhm	101	Apenrade	55
Glückstadt	100	Hadersleben	53
Plön	98	Uetersen	53
Edernförde	97	Marne	52
Itzehoe	94	Büsum	52
Neumünster	89	Kappeln	51
Segeberg	85	Krempe	44
Rendsburg	82	Wilsdorf	44
Schleswig	79	Tondern	39
Rageburg	77	Husum	38
Wedel	71	Bredstedt	36
Rendsburg	67	Lügumkloster	31
Oldenburg	67		

Wenn es nun wahr wäre, daß die Zahl der Schenken

auf die Trunksucht, die Moral u. s. w. besonderen Einfluß ausübt, so müßten beispielsweise in Lügumkloster, Tondern, Bredstedt, Krempe und Wilsdorf lauter Trunkenbolde, in Altona, Ottensen, Kiel und Wandsb. aber lauter Tugendbolde wohnen. Und das wird doch Niemand behaupten wollen!

Doch genug der Beweise.

Die Schankstätten noch besonders zu besteuern, halten wir, wie gesagt, nicht nur für ein Unrecht und für völlig nutzlos, sondern direkt für schädlich, weil dadurch auch die durchaus wohlthätigen Konsumtionsgegenstände für große Volkstheile vertheuert resp. verschlechtert werden.

Soll der Branntwein höher besteuert werden — und wir stimmen dem unter der Bedingung zu, daß andere Konsumartikel Salz, Petroleum u. s. w. in demselben Grade entlastet werden — dann darf diese Besteuerung nur an der Quelle, bei den großen Schnapsbrennern, geübt werden.

Dafür möge der nächste Reichstag eintreten!

Lokales.

z. Die Seiten der städtischen Behörden getroffenen Vorkehrungen für ein wirksames Entgegenreten der Cholera in Berlin haben auch, wie bei dem ersten Auftreten dieser Gefahr, bei den Vorständen der Berliner Sanitätsmächten zu der Ergreifung ähnlicher Maßnahmen geführt, welche hoffentlich, wie die Seiten der besorgten Behörden, nicht in Gebrauch kommen werden. Auf alle Fälle will man aber auch hier vorbereitet sein, umso mehr, als die Frequenz der Sanitätsmächten namentlich von mit inneren Krankheiten befallenen Personen stetig zunimmt und die Erlangung eines Arztes in der Nacht in Berlin immer noch mit den größten Schwierigkeiten verbunden ist. In den Berliner Sanitätsmächten würde bei einer Erhöhung der Choleraepidemie für Berlin die Zahl der wachhabenden Ärzte vermehrt werden, damit die Bürgerchaft wenigstens hier bestimmt auf Hilfe rechnen kann. Auch für eigene Transportmittel der sich bei den Sanitätsmächten meldenden, an der Cholera schwer erkrankten Personen nach den Krankenhäusern, Lazarethen u. s. w. soll eventuell noch Vorsorge getroffen werden. Als die Cholera im Süden Frankreichs wüthete und man in Deutschland begann, Mittel zur Abwehr zu ergreifen, da zählte die Sanitätswache in der Blumenstraße zu der ersten Sanitätswache, welche bereits einen eigenen Krankentransportwagen zur Verfügung hatte. Jedenfalls ist es erfreulich, wenn auch Privatinitiativen, wie die Berliner Sanitätsmächten es sind, Alles aufbieten, um einer drohenden Gefahr energisch entgegenzutreten.

N. Rixdorf als Garnisonort. Das Kriegsministerium beabsichtigt, wie wir von gut unterrichteter Seite hören, unsern so rasch emporgeblühten Nachbarort Rixdorf demnächst auch in einen Garnisonort zu verwandeln; es sollen von maßgebender Seite augenblicklich Verhandlungen eingeleitet sein, um einen größeren Terrainkomplex zum Bau einer Kaserne für ein Artillerie-Regiment anzulassen. Die Verhandlungen werden seitens der Militärbehörde direkt geführt, da in Zukunft das Dazwischentreten von Kommissionären überhaupt vermieden werden soll. Bekanntlich waren vor 2 Jahren bereits Verhandlungen im Gange, Rixdorf in einen Garnisonort zu verwandeln, doch hatte der damalige Kriegsminister von Ramecke geurtheilt, daß Rixdorf keine Garnison erhalten solle. Der jetzige Kriegsminister Bronsart von Schellendorf scheint den Wünschen der Rixdorfer mit Bezug auf Garnison günstiger gesonnen zu sein.

Die Direktion der Stadtbahn bemüht sich, auch das kleinste Stückchen Terrain im Interesse des Fiskus auszunutzen. So hat sie jetzt an der früheren Stralauer Brücke an der Stelle, wo noch vor wenigen Jahren der Königsgraben seine trübigen Rhythmen wälzte, fahrenden Künstlern gegen Erlegung eines anständigen Mietzuschlags gestattet, sich anzusiedeln. Inmitten des lebhaften Treibens der Großstadt präsentirt sich daher ein an der Hofenhalde erinnerndes Genterbild und in nächster Nähe eines kürzlich eröffneten Wiener Cafés werden Schenkwürdigkeiten angepriesen, wie sie auf kleinstädtischen Schänkefesten üblich sind.

r. Zur Psychologie des Mordes liefert die Bluttat in dem Hause Invalidenstr. 30 einen interessanten Beitrag, freilich unter Berücksichtigung von Gesichtspunkten, die bisher noch nicht zur öffentlichen Kenntniß gekommen sind. Das Bild

des Thäters muß Jedem, der sich dasselbe aus den Zeitungsberichten zusammensetzt, als das eines gewaltthätigen, robusten Mannes erscheinen, der aus verlegter Eigenliebe sein Opfer und dann sich hinschlachtet. Der kleine, emig heitere und herzlich lachende Portier Lehmann entsprach nun aber einer solchen Vorstellung ganz und gar nicht. Nur die Prophezeiung der Eigeuerin pflegte er mit einem gewissen Ernste zu erzählen, wie er sie in seinem letzten Briefe geschildert hat. Lehmann war von Profession Schuhmacher und betrieb sein Handwerk; man hat den Schuhmachern als eine Folge ihrer Tugenden, anstrengenden und das Blut zu Kopfe treibenden Lebensweise einen gewissen Hang zum Mythischen nachgesagt. Nach jener Eigeuer-Prophezeiung erkrankte L. schwer an einem gastrisch nervösen Fieber, das er nur mit genauer Noth überwand; allein das hochgradig afficirte Nervensystem scheint einen Defekt davon getragen zu haben. Der früher so ruhige und bescheidene Mann war plötzlich störrisch und widersprechend und das früher freundliche graue Auge funkelte in einem unheimlichen Glanze. Mäglich, daß unter diesem geistigen Depressionszustande eine Neigung zu der jungen, damals bei ihm wohnenden Nichte sich entwickelte, doch haben weder seine ziemlich resolute Frau, noch die im verständigen Verkehre mit ihm stehenden Eltern und andere Verwandten des Mädchens Anlaß zu einem Einschreiten gehabt. Inzwischen verschlechterten sich die Vermögens- und Erwerbsverhältnisse des L. Seine Nichte, die zu ihren Eltern zurückgekehrt war, kam vor Kurzem wieder nach Berlin und besuchte auch den Onkel, der scherzend mit ihr das Verhältnis besprach, das sie vor Kurzem in ihrer Heimath mit einem Militär angeknüpft hatte. An jenem verhängnisvollen Abende sprach L. in der Wohnung der Nichte in der Invalidenstr. 30, in Gesellschaft von mehreren jungen Mädchen, die zufällig anwesend waren, wurde L. mit Kaffee bewirthet, wobei die Bemerkung fiel, Marie (die Nichte) habe von ihrem Vorigem einen Brief erhalten. L. verlangte den Brief zu sehen, dessen Ergabe die Nichte verweigerte, schließlich wurde derselbe herbeigeholt und L. fand in seinem Inhalt einen ihn schwer beledigenden Passus. In höchster Erregung, die man in letzter Zeit mehrfach an ihm bemerkt hat, sprang er auf, ließ einige Male auf und ab und verlegte der an dem Tisch sitzenden Nichte, sich über dieselbe beugend, den tödlichen Stich. Wie gleiches abwesend blieb er stehen, bis das Geschrei aus dem Hause ihn benachrichtigte, daß sein Opfer verschieden sei. Dann ging er in ein Nebengemach, wo er sich durch einen Stich in die Herzgrube tödtete. Beachtenswerth ist noch, daß L. in dem Briefe an seine Frau nur in der Voraussetzung des Selbstmordes spricht, an dem das blonde Mädchen Schuld sei, von der Absicht, auch diese tödten zu wollen, aber Nichts sagt. Es ist hiernach fast zweifellos, daß L. die schauerliche That nicht bloß unter dem Einflusse eines geistigen Defekts, sondern auch im Banne jener Eigeuerprophezeiung verübt hat, welche beiden Momenten sich wechselseitig unterstützt haben mögen, und für die psychologische Beurtheilung der That beachtenswerth sind. Es schien uns nöthig, die Motive der That in diesem Sinne richtig zu stellen, und diese nicht als einen Akt cynischer Mordlust in dem Leben unserer Großstadt erscheinen zu lassen.

Ein Vogelsteller erschossen. Am Sonntag Vormittag wurde gegen 11 Uhr die Leiche eines Vogelstellers auf einem Wagen nach Spandau gebracht. — In früher Morgenstunden machte, wie uns mitgetheilt wird, ein Forstgehilfe im Spandauer Forstrevier die Kunde und traf dabei auf zwei Vogelsteller, die Feinruthen u. s. w. ausgelegt hatten, um Singvögel zu fangen und auch bereits einige Vögel eingefangen hatten. Der Forstgehilfe trat auf die Vogelsteller zu und fragte nach ihrem Rationale, Papiere u. s. w., diese gaben ausweichende Antworten und er erklärte sie für seine Arrestanten. — Anscheinend gingen beide nun ruhig mit dem Forstgehilfen mit, als dieser plötzlich, mit einem schweren Knüttel oder dergleichen einen heftigen Schlag über den Kopf erhielt, der ihn momentan fast betäubte. Sofort zu sich gekommen, sah er seinen Angreifer etwa 30 Schritte vor sich, eilig das Weite suchend, er rief diesem zu, zu stehen, doch als derselbe dem Rufe keine Folge leistete, schoß er auf ihn und traf ihn gleich beim ersten Schuß derart in den Rücken, daß dieser zusammenbrach und alsbald seinen Geist aufgab. Der andere Vogelsteller folgte nun willig dem Forstgehilfen bis zur Behörde nach Spandau, wo sich der Forstgehilfe der Behörde stellte, von dieser aber auf freiem Fuß belassen ist. Beide unterschied ihn, ohne zu ahnen, welche Folgen für ihn daraus entständen würden.

Wenige Tage später zog der Verbannte weg von Tübingen und seiner schwebischen Heimath hinaus in die Fremde, ohne zu wissen, wohin er sich zunächst wenden solle. Nach kurzem Aufenthalte bei dem ihn und sein Wissen hochschätzenden Bischof von Speier wanderte er über Worms und Mainz nach Frankfurt, um sich wiederum ganz mit poetischen Arbeiten und deren Veröffentlichung zu beschäftigen. Aber obgleich es herrliche geistige Schöpfungen waren, die er in die Welt sandte, so trugen sie ihm doch nur wenig ein; seine Mittel zum Lebensunterhalte schrumpften mehr und mehr zusammen und bald gerieth er in die bitterste Armuth. Da versuchte er der Reihe nach erst in Marburg, dann in Kassel, in Gießen, in Leipzig und schließlich in Dresden eine Anstellung zu erhalten; vergeblich, überall hin verfolgte ihn der Haß seiner Feinde, überall zerklühten sich Dank ihrer Machinationen die Unterhandlungen. Verzweifelt begab er sich endlich nach Prag, wo er als kaiserlicher Vizegraf sein Glück wieder herzustellen hoffte. Doch auch hier gelang ihm dies nicht, obgleich er am kaiserlichen Hofe gute Aufnahme fand und sich in einem Briefe an den württembergischen Kanzler Melchior Jäger unterzeichnete: „Der K. K. Majestät böhmischer Historicus und Bibliothekar.“ Dieses Amt hoffte er wohl zu erhalten, es blieb aber trotz aller seiner Bemühungen und selbst Intriguen gegen den gelehrten Hugo Clotius, welcher dieses Amt bekleidete, nur beim Doffen. Da wandte sich Frischlin, weil seine Lage mehr und mehr eine traurige in Prag wurde, nach Wittenberg und hier endlich schien ihm das Glück wieder lächeln zu wollen. Es gelang ihm hier einen Privat-Verkauf zu erhalten, und er hatte bald die Freude, seine Vorträge über Rhetorik und Poetik von einem zahlreichen und glänzenden Kreise von Zuhörern besucht zu sehen.

Aber dessen ungeachtet besserten sich Frischlin's Verhältnisse nicht; er gerieth bei Entbehren eines jeglichen fügen Gehaltes immer mehr in Noth, so daß seine Frau — wenn wir den Aufzeichnungen seines erbitterten Feindes Cruffus trauen dürfen — nach und nach ihre letzten Schmuckgegenstände und „kleinere“ o-legen oder verkaufen mußte. Frischlin folgte deshalb mit Freuden einem Rufe der Stadt Braunschweig, welchen er seinem einstigen Studienfreunde in Tübingen und nachherigen Kollegen in Wittenberg, dem gleichfalls nach Braunschweig als Superintendent berufenen Doktor Volfgang Veyler, zu danken hatte. Im März des Jahres 1588 zog er von Wittenberg ab und übernahm in Braunschweig die Leitung der lateinischen sogenannten Martinschule, deren Besuch sich seiner

Der Gesangene von Hohen-Urach.

Historische Skizze.

(Fortsetzung.)

Am 4. Januar 1586 ging — allerdings erst nach starker Erpöthung einer Minorität — von Seite des Universitätsrates eine Eingabe an den Herzog ab, worin dieser um Einleitung einer Untersuchung gegen Frischlin angegangen wird, und zwar keines geringeren Verdrehens wegen, als des eines verachteten Mordes an einer bei ihm in Dienst gestandenen Person. Um dieser Beschuldigung einigermaßen Wahrscheinlichkeit zu verleihen, wurden unlautere Verdächtigungen geltend gemacht.

Die Untersuchung erregte den leidenschaftlichen Frischlin außerordentlich; er fand es unter seiner Würde, sich gegen die ungebührliche Beschuldigung zu vertheidigen, und als ihm im Geheimen mitgetheilt wurde, daß er mit Rücksicht verhaftet werden sollte, da Regie sein aufwallender Zorn über seine sonst ruhige Ueberzeugung, und um sich vor Allem seine persönliche Freiheit zu bewahren, entfloh er am 4. März aus Tübingen und wandte sich nach Frankfurt. Darauf aber hatten seine Freunde gerade gerechnet, von welchen aller Wahrscheinlichkeit nach jene geheime Warnung selbst ausgegangen war. Seine Flucht, die Frischlin später selbst einen der tödlichsten Streiche seines Lebens nannte, ward nun als gefährlichster Zeuge seiner Schuld angesehen, und obwohl er sofort von Frankfurt aus seinen schriftlichen Rechtfertigung seines Verhaltens an den Herzog gelangen ließ, so vermochte er dessen ungeachtet durch dieselbe den läßlichen Eindruck, den seine Flucht hervorgerufen hatte, nicht zu verwischen. Auch durch eine wenige Tage später eingeleitete Anzahl größter Beleidigungen vieler hochgestellter Personen, besonders aber der Tübinger Professoren und des Senates enthielt, vermochte er seine Sache nur zu verschlimmern, nicht aber zu verbessern. Es hatte dies nämlich zur Folge, daß der Senat eine weitere Klage gegen Frischlin wegen Injurien einreichte und daß Herzog Ludwig in so eklatanter Weise gegen die ihm gewordene Bezeichnung „kleinere“ nicht gebalten hatte. Der Herzog entzog ihm jetzt als einem Unverbesserlichen seine Gnade und Frischlin vermochte sie nicht wieder zu gewinnen. Frischlin nach Verzeihung bat und ihn zugleich, von Armuth und Noth getrieben, flehentlich anging, ihm freies und sicheres Weite zur Rückkehr nach Tübingen zu bewilligen. Des

Herzogs Zorn wuchs im Gegentheil nur noch mehr, als ihm berichtet ward, daß Frischlin, ohne nur einen Bescheid auf seine Bitte abzuwarten, stolz und trotzig nach Tübingen in sein Haus zurückgekehrt sei und sich daselbst benahm, als ob er in Wirklichkeit das freie Geleit erhalten habe. Auf herzoglichen Befehl wurde der Dichter deshalb durch den Unterzog Daider und den Bürgermeister Kienlen durch Wort und Handschlag verpfändet, bis bis zum Austrag seiner Angelegenheit in seiner Beibehaltung zu halten.

Frischlin's Arrest dauerte drei Wochen. Endlich erschienen am 7. Juli der Unterzog, der Stadtschreiber und zwei Urtheilspersonen in seinem Hause, um ihm des Herzogs Beschlüsse anzukünden. Sie lasen ihm ein weitläufiges Aktenstück vor, das — ohne auf den eigentlichen Gegenstand der Untersuchung näher einzugehen — ein vollständiges Verzeichniß aller Sünden enthielt, die er begangen hatte oder begangen haben sollte. Obenan stand wieder die Beleidigung des hohen Adels durch seine Rede über den Bauernstand, dann seine fortwährenden Streitigkeiten mit den Professoren und dem Senat, endlich aber das wiederholte Zündverhandeln gegen des Herzogs ausdrückliches Verbot, irgend ein Schriftstück ohne sein Vorwissen zu veröffentlichen. Dieser vielen und mannigfachen Vergehungen wegen wolle der Herzog nicht in aller Strenge und Schärfe gegen ihn verfahren, sondern ihm aus angeborener Milde „das Geheilte geben: entweder ihm des peinlichen Rechtes zu sein, oder eine Verweisung von sich zu geben, worin er verspreche, das Herzogthum gänzlich zu verlassen, dabei aber sich zugleich eidlich zu verpflichten, weder den Herzog noch seine Räte, Diener oder Universitätsverwandten weder mit Wort noch Schrift anzugreifen oder zu verlästern.“

Auf Vortragen, welches von beiden er wähle, entschied sich Frischlin für das Letztere; er mochte wohl einsehen, daß er, da der Herzog sich so entschieden auf die Seite seiner Gegner gestellt hatte, im rechtlichen Verfahren weder Recht noch Gerechtigkeit finden würde.

Es wurde ihm nunmehr eröffnet, daß, falls Frischlin gegen die neuerdings eingegangene Verpflichtung in irgend einer Weise handeln würde, dem Herzog das Recht zustehe, gegen ihn als einen „meineidigen, brief- und regelbrüchigen Mann zu verfahren und ihn, wo er auch sei, vorzufordern und alle rechtmäßigen Mittel gegen ihn zu gebrauchen.“

Auch auf diese Verpflichtung ging der bedauernswürdige Dichter und Gelehrte ein; er unterschrieb und besiegelte diesen Vertrag, ohne zu bedenken, daß er dadurch völlig macht- und rechtlos seinen Gegnern gegenüber werde, er

